



Revolutionen, Aufruhr, Repression und Regierungen, die kamen und gingen. Aber der Müll, der wurde in Kairo immer abgeholt. Warum die Abfallentsorgung der 17-Millionen-Stadt am Nil weltweit als eine der vorbildlichsten gilt.

Von Theresa Breuer und Pascal Mora (Fotos)

Crowd



Das christliche Quartier, dessen Bewohner den Müll Kairos sammeln, sortieren und wiederverwerten.
(25. Oktober 2014)

recycling

Der Berg wächst

Die Masse an Abfall, die der Mensch weltweit produziert, nimmt zu – und zwar schnell. Wurden von der städtischen Bevölkerung 2010 täglich noch 3,5 Millionen Tonnen Müll angehäuft, werden es 2025 bereits 6 Millionen Tonnen sein, so eine Schätzung der Weltbank. Bis 2100 würde sich bei der gleichen Schätzung der globale Müllberg verdreifachen.

Mit schnellen Schritten geht Amin Adel Shaker durch die geschwungenen Strassen von Garden City. Ausser ihm ist an diesem Samstag kaum ein Mensch in dem Kairoer Nobelviertel unterwegs. Der Muezzin ruft in der Ferne, ein Vogel zwitschert. Amin läuft vorbei an der amerikanischen und der britischen Botschaft, den Luxushotels an der Corniche. Die herrschaftlichen, mit Ornamenten verzierten Anwesen, hinter hohen Zäunen, abgeschirmt von Bäumen, beachtet er kaum. Sein Revier sind die düsteren Innenhöfe, die Feuerstufen, die Abstellkammern.

In Flipflops und mit einem Bastkorb über der Schulter betritt der 26-Jährige eine mehrstöckige Villa. Die Eingangshalle ist mit weissem Stein ausgelegt, eine breite Flügeltreppe führt in die oberen Stockwerke. Amin lässt sie links liegen und verschwindet durch eine schmucklose Tür. Dahinter verbirgt sich ein Hof, in dem sich die Müllsäcke der Hausbewohner stapeln. Einige sind aufgeplatzt. Thunfischdosen und leere Milchpackungen liegen auf dem Boden, Pizzakartons und Bananenschalen. Kakerlaken huschen durch den Dreck, Wasser läuft an der Hauswand herunter. Amin verzieht keine Miene. Stoisch befördert er den Müll in seinen Korb, schultert die Ladung und trägt sie hinaus zu seinem hellblauen Chevrolet-Pick-up, wo er die Säcke auf die Ladefläche wirft.

«Aua», sagt er

Sofort geht es weiter. Amin steigt die Feuerstufen eines Wohnhauses hinauf, sammelt einige Säcke und leere Pappkartons ein. Auch sie verschwinden auf der Ladefläche seines Trucks. Im nächsten Gebäude kommt der Müll aus einem Schacht. Kaum ein Bewohner hat sich die Mühe gemacht, ihn in Säcke zu verpacken. Mit blossen Händen schaufelt Amin den Müll in seinen Korb. «Aua», sagt er und schrickt zurück. Zwischen den Abfällen zieht er eine Spritze hervor. «Gefährlich», murmelt er, schraubt die Nadel ab. Sein Zeigefinger blutet. Amin kümmert sich nicht weiter darum. «So etwas passiert», sagt er und zeigt seine vernarbten Hände. Handschuhe will er keine tragen. Er habe es eine Zeitlang versucht, sagt er, empfand es aber als unbequem.

Amin ist ein *zabal*, ein Müllmann. Damit gehört er zu einer Gruppe von rund 65 000 koptischen Christen, die für die Abfallentsorgung der ägyptischen Hauptstadt zuständig sind. Amin und seine Kollegen sammeln 9000 von insgesamt 14 000 Tonnen Müll ein, die täglich in Kairo anfallen. Amins Familie ist zuständig für einen Grossteil von Garden City. Auch seine vier Brüder sind täglich unterwegs. Von sechs Uhr morgens bis Mitternacht arbeiten sie in Schichten, das

ganze Jahr über. Nur am Sonntag haben sie frei.

Vieles läuft schief in der ägyptischen Infrastruktur. Im Sommer gibt es oft für mehrere Stunden am Tag keinen Strom, in der 17-Millionen-Metropole Kairo staut sich von früh morgens bis spät am Abend der Verkehr, Züge fallen aus. Das Land hat sich in den vergangenen Jahren zwischen Revolution, Aufruhr und Repression bewegt. Präsidenten und Verfassungen kamen und gingen, mal demokratisch, mal im gewaltsamen Umsturz. Doch der Müll wird immer abgeholt.

Männer wie Amin haben keinen Vertrag mit der Stadt. Die Abfallentsorgung ist durch Tradition geprägt, nicht durch Gesetze. Das System entwickelte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als Migranten aus Dachla, einer Oase im Westen des Landes, nach Kairo kamen. Sie wurden als *wahiya*, als «Menschen der Oase», bekannt. Die *wahiya* bezahlten die Bauherren für das Recht, den Müll abzuholen, und verlangten im Gegenzug von den Mietern eine Gebühr für ihre Dienste. In jenen Tagen war ein Grossteil des Mülls organisch. Die *wahiya* trockneten den Abfall in der Wüste und verkauften ihn als Brennstoff für Bäckereien und Strassenwagen, in denen *ful*, gebratene Bohnen, zubereitet wurden.

Mit den Jahren geriet das Verhältnis zwischen Bohnen und Müll aus dem Gleichgewicht. Die Bevölkerung wuchs und mit ihr der Abfall. In den dreissiger und vierziger Jahren kam eine neue Welle von Migranten aus Assiut in Oberägypten. Weil die Einwanderer koptische Christen waren, konnten sie Schweine züchten und den organischen Abfall als Futter nutzen. Es entwickelte sich ein neues System: Die Christen begannen, den Müll einzusammeln, und die *wahiya* agierten als Mittelsmänner, die sich mit den Bauherren einigten. Die Christen wurden fortan als *zabaleen*, als «Menschen des Mülls», bezeichnet. Den Grossteil ihres Umsatzes machten sie mit Schweinefleisch, das sie an Touristenhotels verkauften. Die Kairoer Müllentsorgung blieb informell, die Regierung spielte keine Rolle.

Im Gegensatz zur Müllentsorgung in Grossstädten anderer Entwicklungsländer zitieren Sozialwissenschaftler das Kairoer System oft als Erfolgsgeschichte. Im Jahr 2006 bezeichnete die Fachzeitschrift «Habitat International» Kairo als «eine der effizientesten Ressourcenwiedergewinnungen der Welt».

Amin und seine Kollegen sammeln 9000 Tonnen von insgesamt 14 000 Tonnen Müll ein, die täglich anfallen.

Doch 2009 wurde das System Opfer der dysfunktionalen Politik unter Hosni Mubarak. Während der weltweiten Epidemie von H1N1, besser bekannt als Schweinegrippe, ordnete das Landwirtschaftsministerium die Tötung von über 300 000 Schweinen an und schloss mehrere Schlachthöfe – obwohl es keine Hinweise darauf gab, dass die Tiere die Krankheit tatsächlich verbreiteten. Viele Ägypter glauben, dass Mubarak mit der Schlachtung die Islamisten beschwichtigen wollte, Mubaraks grösste Kritiker, die Schweine noch mehr hassten als den ägyptischen Diktator.

Teil der Unzufriedenheit

Doch die Strategie ging nach hinten los. Hunderte wütende *zabaleen* protestierten gegen die Schlachtungen. Sie weigerten sich, den organischen Müll einzusammeln, und warfen ihn in die Strassen. Ohne Schweine hatte der Lebensmittelabfall keinen Wert für sie. Die mangelnde Hygiene und die sozialen Unruhen waren Teil der immer grösser werdenden Unzufriedenheit, die im Januar 2011 in der Revolution gipfelte.

Müllmann Amin sagt, er sei kein politischer Mensch. Seine Meinung zur Revolution fasst er in drei Worten zusammen: «Schlecht fürs Geschäft.» Das Viertel Garden City liegt direkt neben dem Tahrir-Platz, dem Ort, wo die Menschen 2011 gegen das Regime zu demonstrieren begannen. Um die Demonstranten in Schach zu halten, errichtete das Militär Strassensperren und Mauern. Einige Mauern stehen noch heute.

Für Amin und seine Brüder war es in der Zeit schwer, nach Garden City zu gelangen. «Schlimmer aber war, dass viele Menschen weggezogen sind», sagt Amin. Zehn ägyptische Pfund, rund 1,34 Schweizerfranken, sammelt er einmal im Monat von jeder Wohnung ein. Weniger Bewohner bedeutet: weniger Müll und weniger Einnahmen. «Vor allem Ausländer haben das Quartier verlassen», sagt Amin. Woran er das erkannte? «Weniger Whiskeyflaschen und Thunfischdosen im Müll.» Ausländer konsumieren weniger Produkte vom Markt.

Nach einer halben Stunde legt der Müllsammler eine Pause ein. Er sitzt am Strassenrand, raucht rote Marlboro und trinkt Coca-Cola. Sobald die Dose leer ist, wirft er sie auf seinen Pick-up. Dass er ein *zabal* ist, erfüllt ihn mit Stolz. «Ohne uns», sagt er, «würde Kairo im Dreck ersticken.» Seit seinem sechsten Lebensjahr macht Amin den Job. Damals hat ihn sein Vater das erste Mal auf eine Tour mitgenommen. Eine Schule hat er, ebenso wie seine Brüder und die meisten Müllsammler in Kairo, nie besucht. «Wir sind Müllmänner», sagt er, «und wir werden es immer sein.»

Dann geht es weiter. Über die Stunden stapeln sich die Plasticsäcke auf Amins Pick-up. Die Seiten der Ladefläche hat er inzwischen mit Pappkartons ausgekleidet, damit noch



Müllmann Amin mit seinem Bruder beim Beladen ihres Autos mit Abfall: «Ohne uns würde Kairo im Dreck ersticken.»



Sortiert wird der Müll zu Hause. Für organische Abfälle werden hinter dem Haus Schweine gehalten.

Schwein gehabt

Der Sturz von Präsident Mohammed Mursi letztes Jahr half der ägyptischen Wirtschaft bisher wenig. Aber für die *zabaleen*, die mit dem organischen Abfall Kairo Schweine füttern, war er ein Segen. Seit Präsident Mubarak, als Reaktion auf die Schweinegrippe 2009, die Schlachtung von 300 000 Schweinen angeordnet hatte, blieb deren Haltung illegal. Das ist sie zwar auch noch unter der gegenwärtigen Regierung, sie wird aber toleriert. Heute sollen wieder zwischen 50 000 und 80 000 Schweine in Kairo gehalten werden.

mehr darauf passt. «Den Müll richtig zu stapeln, ist eine Kunst», sagt er. Für Aussenstehende grenzt es an ein Wunder, dass kein Sack hinunterfällt, als Amin den Wagen am späten Nachmittag durch den hektischen Verkehr der ägyptischen Hauptstadt manövriert.

Durch Säcke wühlen

Es dämmt bereits, als Amin Manshiet Nasr erreicht, ein informelles Viertel im Osten Kairo. Die Bewohner nennen die Gegend auch Garbage City oder schlicht Zabaleen. Rund 60 000 Menschen leben hier, am Fusse des Mokattam-Hügels. Die mehrstöckigen Apartmenthäuser sind aus Beton und Backstein, und wie in vielen Stadtvierteln Kairo sind sie ohne Baugenehmigung entstanden. Männer, Frauen und Kinder wühlen sich in engen Gassen durch den Inhalt riesiger Plasticsäcke. Tote Ratten liegen auf den Strassen. Man sieht sie erst, wenn sich Tausende schwarze Fliegen im Vorbeigehen von den Kadavern erheben. Vorbeifahrende Autos wirbeln Staub auf. Es stinkt nach Abgasen, Exkrementen und fauligen Essensresten.

Vorbei an Bergen aus Müll fährt Amin in eine schmale Seitenstrasse, zu seinem Haus. Sein jüngerer Bruder und sein Vater warten. Vor dem Haus stapeln sich Plasticsäcke. Ein totes Schwein liegt vor dem Hauseingang, daneben volle Windeln, Geträndedosen. Katzen huschen vorbei. Unten im Haus sitzen die weiblichen Familienmitglieder und sortieren den Inhalt nach Plastic, Glas, Metall, Papier, Stoff und organischen Abfällen. Auch sie tragen keine Handschuhe. Im hinteren Teil des Hauses leben die Schweine, im oberen Stockwerk die Familie.

Die Verwertung des Abfalls ist bis ins Detail ausdifferenziert. Wenn Amins Familie ein paar hundert Kilo eines Materials beisammenhat, kommen jene Familien aus Zabaleen, die sich auf Recycling spezialisiert haben. Zwischen 270 und 400 Franken kann Amin für eine Tonne Plastic verlangen, 80 Franken für eine Tonne Papier. Am wertvollsten ist Kupfer. Eine Tonne ist über 2000 Franken wert, Aluminium 1000 Franken.

So chaotisch Garbage City wirkt - das System funktioniert. Die Menschen in Zabaleen rezyklieren 80 Prozent des Mülls. Kunststoff wird nach Farben und Dichte sortiert, in Granulatoren zerkleinert, verschweisst und an chinesische Unternehmen verkauft, die daraus Badeschlappen und Fussmatten herstellen. Aus altem Papier entstehen Zeitungen, Stoff geht an Textilfabriken.

2003 wäre die informelle Vereinbarung fast zu einem Ende gekommen. Damals engagierte die Regierung unter Hosni Mubarak vier grosse Unternehmen, die sich um die Müllentsorgung kümmern sollten. Ziel war es, die Abfallwirtschaft der Hauptstadt zu professionalisieren. Die

65 000 *zabaleen* waren in die Umstrukturierung nicht eingeplant. Ein Fehler, wie die Regierung seitdem einräumen musste. Die Unternehmen wollten die Müllentsorgung nach europäischen Standards organisieren. Sie stellten Mülltonnen auf. Doch die Einwohner Kairo warfen den Müll weiterhin in die Treppenhäuser. Schleichend kehrte die Abfallwirtschaft zu ihren Ursprüngen zurück.

Nun versucht die Regierung, das System mit den *zabaleen* zu formalisieren. Der Mann, der sich die Umsetzung zur Aufgabe gemacht hat, heisst Ezzam Naem Gendy. Er ist Chef des Müllsammelverbands und Leiter von «Spirit of Youth», einer einflussreichen lokalen Organisation. 1200 Menschen konnte Gendy bisher dazu bewegen, sich in 85 Unternehmen zusammenzuschliessen. Künftig sollen sie ihr Geld über die Regierung bekommen, die eine feste Gebühr für die Müllentsorgung über die Stromrechnung einziehen will.

Auch an der Bildung der Müllsampler will Gendy arbeiten. In der von ihm gegründeten «Recycling School for Boys» sollen die Müllmänner von morgen lesen und schreiben lernen. «Nur so können sie Verträge mit der Stadt abschliessen, die ihnen Rechtssicherheit geben», sagt Gendy. Ausserdem sollen die Bewohner des Viertels mehr über Hygiene erfahren. «Vielleicht schaffen wir es ja, dass die *zabaleen* in Zukunft Handschuhe tragen», sagt Gendy.

Gendy, ein dicker Mann von fünfzig Jahren in gestreiftem Hemd, stammt selbst aus Garbage City. In seinem Büro läuft die Klimaanlage, ein Luxus hier, an der Decke soll eine Malerei den Anschein von Stuck erwecken. Er ist stolz darauf, wie sich das Viertel entwickelt hat. «Sie haben ja keine Ahnung, wie es hier früher aussah», sagt er. Anstelle von Häusern seien hier Baracken aus Blech und Holz gestanden. Die Menschen haben mit den Tieren auf einem Stockwerk gelebt, den Müll in ihren Wohnzimmern gelagert. Gendy erzählt aus seiner Kindheit: «Meine Mutter hat mir jede Nacht eine Blechschüssel auf den Bauch gestellt, weil es durch das Dach geregnet hat und ich nicht nass werden sollte. Durch den Aufprall der Tropfen auf dem Blech konnte ich oft nicht schlafen.»

Was die *zabaleen* nicht rezyklieren, kaufen Frauen wie Um Wael. Zielstrebig läuft die 48-Jährige an diesem Samstag mit Kopftuch und langem, schwarzem Kleid durch die Strassen

Die Verwertung des Abfalls ist bis ins Detail ausdifferenziert. Am wertvollsten ist Kupfer.

von Garbage City. Seit zwanzig Jahren kauft sie hier ein. Der Geruch und die Schweine machen der Muslimin nichts mehr aus. «Mein Mann ist krank, deshalb muss ich für das Einkommen meiner Familie sorgen», sagt sie, «mit den *zabaleen* mache ich gute Geschäfte.»

Mit einem Sack über der Schulter geht sie von Haus zu Haus. «Habt ihr etwas?», ruft sie die Häuserwände hinauf. Gelegentlich winken die Bewohner sie herein. Und Wael sagt, sie kaufe alles, was halbwegs funktionstüchtig aussieht. In den folgenden Stunden verschwinden in ihrem Beutel Plasticgeschirr, Kassetten mit ägyptischen Schlagern, sogar gebrauchte Klobürsten.

Was sie in Garbage City ersteht, verkauft sie auf dem Souk al-Goma, dem Freitagmarkt in Kairo. Er liegt im Stadtteil al-Arafa, einem Friedhofsgelände, über sechs Kilometer lang, im Südosten der Stadt. Seit der Landflucht in den fünfziger Jahren haben sich hier eine halbe Million Menschen illegal angesiedelt. Seitdem trägt das Viertel den Namen «Stadt der Toten». Freitags kommen Händler aus ganz Kairo. Im Gegensatz zu den märchenhaften Basaren wie dem berühmten Chan al-Chalili sind hier keine Touristen unterwegs. Hier kaufen die Ärmsten ein, Badewannen, gebrauchte Hochzeitskleider, abgetragene Schuhe und *zabaleen*-Zeug.

Immer wachsam

Wie jeden Freitag hat Um Wael auch heute wieder eine grosse Decke vor einem Mausoleum ausgebreitet. Darauf liegen Plasticpielzeug, Rollen für Bürostühle, Einzelteile von Klimaanlagen, Thermoskannen und Plastictablets, wie man sie aus Kantinen kennt. Flink und mit ernster Miene bewegt sich die Händlerin zwischen ihrer Ware hin und her, immer wachsam, dass nichts geklaut wird. «Wie viel dafür?», sagt ein Mann und deutet auf einen abgewetzten Gürtel. «Vier Pfund», entgegnet Um Wael. Zwei Pfund hat sie in Garbage City dafür bezahlt. Obwohl die Gewinnmarge gering ist, sagt sie, reichen die Einnahmen doch, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten.

Der Mann probiert den Gürtel an. Er passt. Dann fällt sein Auge auf das Spielzeug in der linken Ecke. Für vier Pfund ersteht er eine Plasticschaufel und eine Batman-Figur, von der die Farbe abblättert. «Für meinen kleinen Sohn», sagt er. Der Mann reicht Um Wael das Geld und steckt die Waren in seine Tasche. In einigen Jahren wird der Kreislauf des Mülls von neuem beginnen.

Wenn der Sohn des Mannes zu alt sein wird, um mit Superhelden zu spielen, wird er die Figur wegwerfen. Einer von Nadims Kollegen wird sie in einem düsteren Treppenhaus einsammeln, in Garbage City wird sie eine Familie aus einem Müllbeutel fischen, und eine Frau wie Um Wael wird sie wieder verkaufen.



Bis 400 Franken kann ein Müllmann für eine Tonne Plastic bekommen, eine Tonne Kupfer bringt über 2000 Franken ein.



Auch Abfall, der nicht recycelt wird, ist oft noch etwas wert. Ganze Märkte in Kairo verkaufen nur, was andere in den Müll geworfen haben.